

# Zu unsern Bildern : das "Räbespiel" und das "Sidelerite"

Autor(en): **C.E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573339>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

falls das ganze Dorf verloren gewesen. Der junge Tag fand das Zerstörungswerk bereits vollendet, und die aufgehende Sonne beleuchtete eine traurige Szene. Der ganze oberhalb der Kirche gelegene Teil des Dorfes bildete nurmehr einen rauchenden Trümmerhaufen, aus dem bloß noch einige Mauern aufragten; Männer, Frauen und Kinder umstanden jammernd und wehklagend das Grab ihrer Habe. Es sind dreiundzwanzig Familien mit über hundert Angehörigen obdachlos geworden, und die wenigsten haben auch nur das Notwendigste zur Bekleidung des eigenen Körpers gerettet. Hier wäre Hilfe dringend nötig; denn der durch die Versicherung ungedeckte Schaden betrifft gerade die Ärmsten. Leider hat das Unglück auch zwei junge Menschenleben gefordert. Zwei Kinder im Alter von  $\frac{1}{2}$  und zwei Jahren sind im Feuer geblieben, während die Eltern aus dem zweiten Stockwerk ins Freie sprangen und schwer verletzt vom Platz getragen werden mußten. — Leider scheint es, daß auch diesmal die Frevlerhand, die das Unglück verschuldete, unentdeckt bleiben soll, die angehobene Untersuchung ergab bisher kein Resultat.



Rhäzüns im Domleschg. Im Vordergrund die alte St. Georgenkapelle mit Fresken a. d. 14. Jahrhundert.

Anton Krenn, Zürich.

## Zu unsern Bildern:

### Das „Räbespiel“ und das „Sidelerite“ (von Heinrich Freudweiler).

Heinrich Freudweiler lebte in Zürich von 1755–1795. Sein Vater war am Kaufhaus angestellt, und die Eltern befanden sich in bescheidener, aber glücklicher Unabhängigkeit. Heinrich, das einzige Kind, erhielt eine gute Erziehung und besuchte die lateinische Schule. Frühe hatte er Freude an körperlichen Spielen und Übungen und mußte als tüchtiger Schiffer den Kahn auf der Limmat zu führen. Auch in spätern Jahren bewahrte er die Neigung für Jagd, Schifffahrt und Schwimmen, und seine körperliche Gewandtheit, Unererschrockenheit und Geistesgegenwart kamen ihm öfters zur Rettung von Verunglückten bei Feuer- und Wassergefahren trefflich zu statten. Ueber alles aber gingen ihm Musik und Malerei, und letztere wählte er zu seinem Beruf. Er trat bei dem Landschaftsmaler Heinrich Wülfli in die Lehre; doch war die Neigung des jungen Schülers mehr als auf die Landschaft auf Darstellungen aus dem häuslichen Leben gerichtet sowie auf Bilder mit menschlichen Figuren überhaupt, und es wäre für Freudweiler besser gewesen, wenn ihn auch ein Künstler dieser Richtung unterwiesen hätte. Ein Mangel in dieser Hinsicht blieb ihm für seine ganze spätere künstlerische Tätigkeit. Die Wahl der Gegenstände, die Freudweiler malte, war meist eine glückliche, und seine Kompositionen waren geistreich und natürlich; doch es fehlte seinen menschlichen Gestalten vielfach die genaue und richtige Zeichnung, und dieser Umstand ist schuld daran, daß unser

Künstler unter den Malern von Gesellschaft- und historischen Stücken nicht den Rang einnahm, den ihm seine übrigen Talente und sein markiger Pinsel sonst gestichert hätten. Es kam noch hinzu, daß zu Freudweilers Zeiten für das Zeichnen menschlicher Figuren in Zürich nicht leicht guter Unterricht zu finden war; nur von Seite des Professors Sonnenschein, der sich damals für einige Zeit in dieser Stadt aufhielt, wurde ihm solcher in beschränktem Umfang zu teil.



Rhäzüns im Domleschg. Brandstätte.

In den Jahren 1777 und 1778 machte Freudweiler einen Aufenthalt in Düsseldorf und übte sich dort nach den großen Vorbildern in der Kunst, ebenso auch in Mannheim. Bei diesen Studien wurde ihm so recht klar, wie gering sein bisheriges Wissen und Können gewesen; denn in der ihm eigenen Bescheidenheit und Laune schrieb er damals an einen Freund: „Wenn man diese Dinge so ansieht, so wird einem nach dem besten Frühstück blöde, und niemand, als wer selbst im Fall ist, weiß, was für Mühe es kostet, nur etwas Erträgliches zu machen.“ Die nächsten Jahre brachte Freudweiler in Zürich zu; er genoß den Ruf eines geschickten jungen Künstlers und malte Landschaften und Gesellschaftsstücke. 1784 reist er mit seinem Freunde, dem Pferdemaier Conrad Gekner, nach Dresden, um die dortigen Kunstschätze kennen zu lernen und sich daran zu üben: nachher hält er sich einige Zeit in Berlin auf, wo er von dem geistreichen und geschickten Chodowiecki gut aufgenommen wird. Nachher folgt ein Aufenthalt in Dessau, wohin ihn der kunstliebende Fürst, der nahe Beziehungen zu Zürich hatte, eingeladen. Ein großmütiges Anerbieten des Fürsten, auf seine Kosten nach Rom zu reisen, lehnt Freudweiler aus uns unbekanntem Gründen ab. Bald nachher finden wir ihn wieder in Zürich. Er malt nun namentlich sogenannte Familiengemälde, die ihm bisweilen sehr wohl gelingen. Der Künstler faßte diese Tätigkeit oft von der lustigen Seite auf und suchte jedermann auf das Beste zu befriedigen. „Ich male Herren und Frauen,“ schreibt er einem Freund, „Jungfrauen und Junggesellen, alles auf einem Bilde, gebe ihnen Rosen und Briefe in die Hände, lasse sie Tabak rauchen und Tee trinken, wie man's haben will.“ Er malte nun auch Bilder aus der vaterländischen Geschichte, so die Frauen und Mädchen von Zürich, die in kriegerischer Rüstung auf den Lindenhof ziehen und den die Stadt belagernden Herzog Albrecht täuschen; die Bewirtung der zürcherischen Truppen unter Waldmann in Bern am Abend vor der Schlacht von Murten; Waldmanns Hinrichtung; die Eidgenossen unter Hans von Hallwyl betend vor der Schlacht bei Murten; den Abt von Engelberg, der die Anstifter eines Aufstands begnadigt u. a. m. Daneben widmet er seinen Pinsel immer noch gern fröhlichen Gesellschaften, Zunftgelagen und einheimischen Volksfesten. Fünf Jahre nach seiner Verheiratung wurde Freudweiler, damals Vater von zwei Kindern, bei Anlaß einer in Zürich herrschenden Epidemie von einer febricitanten Krankheit dahingerafft.

Von seinen künstlerischen Arbeiten sind da und dort noch einige vorhanden. Sie zeigen meist eine glückliche Komposition und geschickte Gruppierung der Figuren. Seine Bilder sind geistreich gedacht und oft voll Humor; ohne Zweifel fehlte es unserm Künstler durchaus nicht an der Begabung, doch erkennt man leicht den Mangel an Schule und gründlicher Durchbildung. Die Künstler unserer Zeit haben es viel leichter, sich diese zu verschaffen.

Die zwei in unserer Zeitschrift mitgeteilten Bilder sind für den Künstler recht typisch; denn die Zunftfeste und geselligen Anlässe waren ein Gebiet, in welchem er sich besonders gern bewegte. Sie wurden etwa in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts gemalt und sind dann in das Kabinett des Herrn Zunftmeister Escher im Wollenhof, eines Meisenzünsters, gelangt. Beide stellen merkwürdige Bräuche der Zunftgesellschaft zur Meise dar; derjenige des „Näbenspiels“ wird jetzt noch ausgeübt, derjenige des „Sidelerte“ ist dagegen schon längst abgekommen. Herr Zunftmeister Escher oder einer seiner Nachkommen schenkte die beiden Bilder der Zürcher Künstlergesellschaft; das „Näbenspiel“ findet sich aber im Original in der Kupferstichsammlung unserer polytechnischen Schule.

Was zunächst das „Näbenspiel“ anbetrifft, so besteht es in folgendem Vorgang. Der Spielende sitzt auf einem Stuhl auf erhöhtem Platz, damit seine Verrichtungen von allen Anwesenden besser kontrolliert werden können. Vor ihm steht ein anderer Sessel, auf dem drei gefüllte Weingläser aufgestellt sind; über ihm hängt an einer Schnur, die an der Decke befestigt ist, eine „Näbe“ (weiße Näbe). Ist die Schnur ausgestreckt und hängt die Näbe senkrecht und ohne Bewegung herunter, so steht sie etwa auf Augenhöhe des Spielenden, der einen Hut mit breiter Krempe trägt. Der spielende Zünfter oder Gast hat nun die Näbe in schwingende Bewegung zu bringen, und die Kunst besteht darin, zu bewirken, daß sie sich in einem Kreis möglichst lange um seinen Kopf bewegt, ohne

den Hut zu berühren; denn während dieser Zeit hat er die drei Gläser Wein auszutrinken, und stößt die Näbe an den Hut, bevor er sein Werk vollbracht hat, so werden sie ihm zur Wiederholung des Spiels noch einmal gefüllt. Am besten wird derjenige die ihm gestellte Aufgabe lösen, der die Näbe ruhig in eine möglichst kreisförmige Bewegung bringen kann; wer sie ungestüm und stoßweise in Gang setzt, dem kommt sie auch desto schneller wieder zurück und stößt sie an den Hut. Auf dem Originalbild finden wir noch die Worte: « Libertati et Libero », der Freiheit und dem Gott des Weines; denn Liber bedeutet ungefähr was Bacchus.

Das Bild ist vom Künstler etwas karikaturenhaft behandelt, worauf verschiedene Gesichter der anwesenden Zünfter hinweisen. Es ist ja nicht zu verwundern, wenn in Folge derartigen Spiels und der daneben noch herrschenden Trinkfitten, dann und wann etwa im Saal der Meisenzunft ein Betrunkener zu sehen war. — Der Ursprung der Sitte des „Näbenspiels“ ist nicht bekannt. Ohne Zweifel geht sie weit in die Vergangenheit zurück. Die Meise war die Zunft der Weinschinker, Weinrufer, Winger u. s. w., und es mag sein, daß die Zünfter, die ursprünglich von Berufswegen vorzugsweise mit dem Wein zu schaffen hatten, sich deshalb ein solches eigentümliches Amüsement, bei dem dieses Getränk eine so große Rolle spielt, auswählten.

Mit dem „Sidelerte“ hatte es die folgende Bewandnis. Am späten Abend nach den Zunftgelagen, in einem Zeitpunkt, wo sich bereits eine recht heitere Stimmung der Gesellschaft bemächtigt hatte, führte sie etwa noch eine sonderbare Kavalkade aus. Jeder Anwesende setzte sich auf einen Stuhl („Sidele“), der ihm als Pferd diente; in der Rechten hielt er wohl noch das Weinglas; ein Anführer, ebenfalls zu Pferd, den Degen in der Rechten, ritt voran; die Musikanten dagegen spielten zu Fuß, ihre Weisen. Im Sturm ging es nun im Meisenzunftsaal die Treppe hinunter in den Hausflur, nach der Straße hinaus und über die damals noch hölzerne Brücke hinüber nach dem Helmhaus, das ebenfalls bis zum Jahr 1791 ein hölzerner Bau war. In der weiten Helmhaushalle wurde unter gehörigem Lärm, den namentlich die Reibung der Stuhlbeine auf dem Fußboden verursachte und der weit in die Stadt hinaus ertönte, kehrt gemacht, und der Ritt ging wieder über die Brücke zurück nach dem Zunftsaal. Es ist begreiflich, daß schon aus polizeilichen Gründen die Ausführung des „Sidelerte“ längst nicht mehr angängig ist. Auch dieses Bild ist von Freudweiler mit viel Humor behandelt, und wenn da ein vom Pferde gestürzter Zünfter am Boden liegt, mag dies auch wieder den tatsächlichen Verhältnissen entsprochen haben; wohl wird auch etwa einer „Sidele“ ein Bein gebrochen sein. Treppe und Hausflur des Zunftsaales, wie sie uns das Bild zeigt, sind heute noch genau so im Gebäude zu sehen. Ueber den Ursprung dieses Brauchs haben wir nichts in Erfahrung bringen können.

Die beiden Freudweiler'schen Bilder haben wir herangezogen nicht etwa, um die Trinkfitten, durch die sich unsere Vorfahren noch mehr hervortaten als die Gegenwart, zu verherrlichen, sondern einzig der merkwürdigen Sitten und Bräuche wegen und um den Künstler in seiner echt schweizerischen Eigenart vorzuführen. Mit Bezug auf das Trinken hat es ja wohl bereits bedeutend gebessert; früher herrschte in dieser Beziehung eine viel größere Unmäßigkeit und Rohheit. Wir unsererseits können aber nur wünschen, daß die Bestrebungen der Abstinenz- und Temperenzbewegung noch eine weitere Besserung herbeiführen; denn auch jetzt noch spielt der Alkohol bei den Zunftankläffen und andern geselligen Vereinigungen eine viel zu große Rolle. Schon vor 250 Jahren kämpfte der Inspektor Wilhelm Simmler in seinen Gedichten (1664) gegen diese Trinkgelage und andere „Saufereien“, wie er sie nannte, und teilt darin allerlei Interessantes mit Bezug auf die damaligen Sitten mit, so z. B. schilderte er das „Ständlingen auf St. Johannis Segen trinken“ in folgenden Versen:

Wann sie vom Tische gehen,  
So bleiben sie noch lang beim lieben Trünklein stehen:  
Ja es verweilt sich oft ihr Scheiden eine Stund,  
Das abgenaden währt auf aller Rannen Grund  
Und öftermal geschicht, daß unden an der Stägen  
Noch einer trinken will auf Sant Johans Segen.  
Ein anderer fraget erst: wer ist der gut gesell,  
Der einen Schlafrunk uns in seinem Haus aufstell?